



Die rote Insel

Ikaria, eine Entdeckung im Meer der Abgestürzten. Jahrzehntlang war die Insel vom Geldstrom aus Athen abgeschnitten, weil sie die linken Verbannten aus dem Bürgerkrieg unterstützte. Die Rückständigkeit ist ein eindeutiger Vorteil.

■ Alex von Roll, Text und Bilder

Noch nie hat mich eine Insel so in den Bann geschlagen wie Ikaria in den Sporaden nahe der kleinasiatischen Küste, die Insel, auf die byzantinische Kaiser, osmanische Sultane und griechische Obristen die Missliebigen und Aufmüpfigen in Verbannung schickten. Warum Ikaria seit der Antike von den Mächtigen so stiefmütterlich behandelt wird, ist ein Rätsel, zu dem man eine Antwort wohl nur erfinden kann. Zehn Tage haben mir nicht gereicht, es zu lüften. Besonders schön ist die 40 Kilometer lange und 15 Kilometer breite Insel in Sichtweite von Samos ja nicht. Die Inseln, auf die die Touristen so gerne hinfliegen, haben alle mehr landschaftliche Reize, eindrucklichere Baudenkmäler und eine bedeutendere Geschichte. Doch sie haben deutlich weniger Charakter. Der aber erschliesst sich nicht auf Anhieb.

Auf den Geschmack der Insel bin ich am zweiten Tag gekommen, als ich von der Küste durch eine Schlucht zwei Stunden in die gebirgige Insel hochstieg und auf Christos Raches stiess, eine der drei grössten unter den vielleicht vierzig Ortschaften der Insel, die einzige der drei, die nicht am Meer liegt, und selbstverständlich die Schönste. Wer um acht Uhr abends in das gemütliche Dörflein kommt, findet einen ausgestorbenen Ort. Das Leben beginnt erst um neun, wenn die Leute nach der Arbeit auf den verstreuten kleinen Höfen mit den dicht bewachsenen Terrassen ins Dorfzentrum kommen. Dann öffnen die Geschäfte und Tavernen, die Kinder spielen, man tratscht und isst und diskutiert bis weit nach zwölf, ein Unikum, dem sogar die grossen Medien auf dem Festland hie und da eine Geschichte widmen. Das Gallierdorf in den ikariotischen Bergen, das den Sitten trotzt.

Das kleine Kloster von Theoktistis versteckt sich unter riesigen Monolithen (links).

Die Kapelle des heiligen Georgios an der Ostspitze Ikarias, am Horizont: Fourni (rechts).

«**Mon âme est un trois-mat, cherchant son Icarie.**» Meine Seele ist ein Dreimaster auf der Suche nach seinem Ikaria, schrieb Charles Baudelaire in seinem Gedicht «Le Voyage». Zu hören bekam ich diesen wunderbaren Satz vor dem kleinen Kloster Theoktistis, dessen Zellen sich unter riesige Monolithen ducken. Ich sass da und staunte, da tauchte aus dem Gebüsch eine ältere, allein reisende Dame auf, mit der sich bald ein anregendes Gespräch entwickelte. Es begann damit, dass die pensionierte Griechischprofessorin aus Besançon Baudelaire rezitierte, u.a. auch den Vers mit dem Dreimaster, der sein Ikaria suchte. Was mochte das für ein Ikaria sein? Ein Ort, an dem die Seele so hoch fliegt, dass sie von der Sonne verbrannt wird? Die letzte, mit einem Absturz endende Lebenswirklichkeit? Die Dame wusste mehr: Ein Zeitgenosse Baudelaire habe eine sozialistische Utopie mit dem Titel «Icarie» veröffentlicht, die vielleicht gemeint sein könnte.

Die noch spärlichen touristischen Einrichtungen haben sich an den meist steilen und unfruchtbaren Ufern angesiedelt und führen dort ein Eigenleben. Das wahre Leben der Insel findet in den Dörfern in der Höhe statt. Das hat einerseits mit der Landwirtschaft zu tun – noch immer der wichtigste Erwerbszweig der Ikarioten – und andererseits mit den Piraten, die während Jahrhunderten ein normales Leben auf Ikaria verunmöglichten. Die alten Häuser aus dieser Zeit





sind gut versteckt und haben nicht einmal Kamine, deren Rauch sie hätte verraten können. Zu gewissen Zeiten sollen die Ikarioten sogar ihren Hausrat im Garten vergraben haben, steht in den Reiseführern. Hundert Jahre lang zog sich die ganze ikariotische Bevölkerung in ein von der Küste uneinsehbares Bergdorf zurück – für die Historiker das «unsichtbare Jahrhundert». Sie konnten ihr Ikaria offenbar nicht finden.

Ursula Kastanias, Mitarbeiterin eines alternativen Tourismusprojektes, weiss mehr. Sie war vor mehr als 20 Jahren als junge Frau aus der Schweiz nach Ikaria gekommen und ist geblieben, «wegen des schönsten Mannes der Insel», wie sie sagt. Mit ihm zusammen bewirtschaftet sie einen Bauernhof mit vier Hektar. Daneben betreibt sie eine Boutique und ist als Tanzlehrerin tätig. «Wenn die Frauen auf der Insel nicht eine starke Stellung hätten, wäre ich nicht geblieben», sagt sie. Tatsächlich: Während auf anderen Inseln die Frauen schwarz gekleidet ein unscheinbares, arbeitsames Leben führen, sind sie hier sichtbarer und aktiver Teil des Lebens auf dem Dorfplatz. Und in Küstennähe sind sie wichtige Grundbesitzer und betreiben eigene Hotels und Restaurants. Ursula führt dies auf die jüngere Geschichte von

Ikaria zurück. Hierher wurden während des Bürgerkriegs 1945 bis 1949 die Linken und Intellektuellen verbannt, weil die Insel kaum bevölkert war und nur über wenige Häfen verfügte. Entgegen dem ausdrücklichen Befehl der Regierung versorgten die Einheimischen sie, die sonst verhungert wären. Die Verbannten ihrerseits halfen mit beim Strassenbau und anderen Arbeiten. Den Zentralbehörden waren diese Kontakte ein Dorn im Auge. Es gab nächtliche Razzien und Urteile gegen allzu wohlthätige Ikarioten. Dies alles förderte das politische Bewusstsein und die genossenschaftliche Selbsthilfe. Bis 1974, dem Ende des Militärregimes, erhielt Ikaria kein Geld von der Zentralregierung und noch in den 80er Jahren gab es nur eine wöchentliche Schiffsverbindung von Piräus, während beispielsweise Santorin mit zwölf Kursen pro Tag bedient wurde. Als Folge konnte sich (glücklicherweise) der Tourismus nur langsam entwickeln. Bis heute wählt Ikaria, die rote Insel, beharrlich links und die Fördergelder von Athen und Brüssel bleiben konsequenterweise im benachbarten Samos mit dem Sitz der Regionalverwaltung. Der Zustand der ikariotischen Strassen zeugt davon.

Ob die Wurzeln dieses gemeinschaftlichen Zusammenhalts erst im Bürgerkrieg entstanden sind, ist offen. Seine

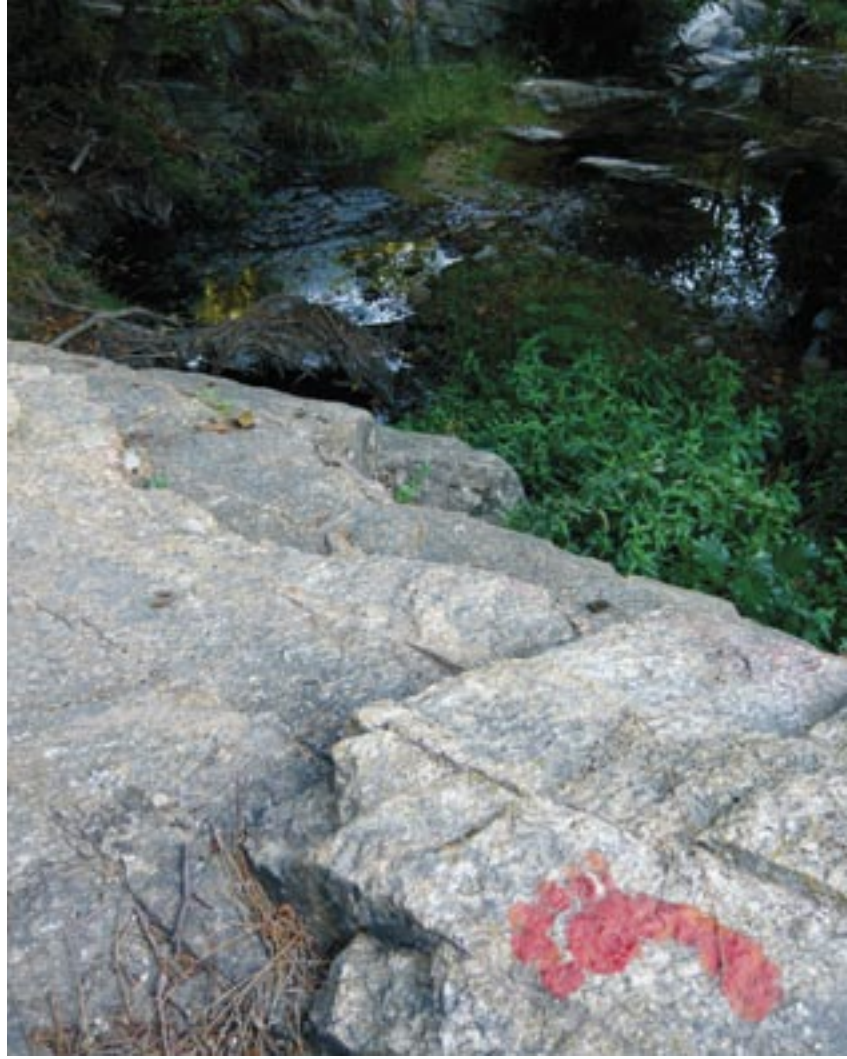
Ikaria wäre eine ideale Wanderinsel, aber erst ein kleines Gebiet wurde im Rahmen eines privaten ökotouristischen Projektes erschlossen und mit roten Füßen signalisiert (links und rechts). Die Kirche von Fourni (unten).

ganz grosse Zeit erlebte Ikaria, als es sich 1912 nach dem beim Peloponnes gelegenen Spetses als zweite griechische Insel vom osmanischen Reich löste und für ein paar Monate einen Freistaat bildete, mit eigener Flagge und eigenen Briefmarken. Der endgültige Bruch mit der nahe gelegenen Türkei brachte den damals 15 000 Ikarioten allerdings einen markanten wirtschaftlichen Niedergang. Viele wanderten aus, die meisten in die USA, wo heute an die 100 000 Exil-Ikarioten leben sollen. Sie bilden in der Hochsaison im August die wichtigste Touristengruppe und bestimmen zusammen mit ihren zuhause gebliebenen Verwandten das Bild an den langen Tischen in den Tavernen.

Musik und Tanz sind ein tragender Pfeiler der Volkskultur.

Anstatt in prächtige Häuser und Kunsthandwerk, die von den Piraten sowieso wieder zerstört oder geraubt worden wären, floss die ganze kulturelle Kraft der Ikarioten in Musik und Tanz, die ihnen niemand nehmen konnte. Während auf den anderen Inseln für die Touristen getanzt wird, tanzen die Ikarioten für sich selber, Jung und Alt zusammen und bis in die frühen Morgenstunden. Und während in den Tavernen anderer Inseln die globale Allerweltsmusik den Takt bestimmt, kann es auf Ikaria durchaus vorkommen, dass jemand seine Bouzouki hervorholt und dann gespielt und gesungen wird. Panaiotis, ein junger Arzt aus Athen, der nach zehnmonatiger Arbeit auf der Insel auch seine Ferien auf Ikaria verbringt – «weil es hier so interessant ist» – erzählt mir, dass Ikarioten auf den Fährschiffen gerne singen, was vom Schiffpersonal seit kurzem verboten werde. Ich kann es ihm fast nicht glauben, aber erlebe es ein paar Tage später auf der Rückfahrt nach Piräus.

Panaiotis erzählt mir auch, dass die Menschen auf der benachbarten Insel Fourni ganz anders seien. Und tatsächlich: Die Geschlechterrollen sind traditionell verteilt: Hier die faulen Eroberer mit den lauten Stimmen, dort die häkelnden, schwarz gekleideten Frauen. Die vielarmige kleine Insel, ein (ehemaliges) Wanderparadies, zeigt noch einen anderen, wesentlichen Unterschied: Die grosse Tragik von Fourni sind die EU-Gelder, die hier viel reichlicher fliessen als auf Ikaria. Fast von jedem Punkt aus sichtbar ist die 15 Meter breite Piste, die vom Inselhauptort in das 20 Strassenkilo-





Von oben nach unten:

Icaria ist von vielen Schluchten durchzogen.

Auf den Dorfplatz von Christos Raches. Hier herrscht bis morgens ein Uhr reger Betrieb.

Eine sinnlose Schramme durchzieht die ganze Insel Fourni: die neue, mit EU-Geldern finanzierte breite Strasse.

Auch das ist Icaria: schlechte Strassen und Wracks alle paar



meter entfernte Nest Chrysomilia führt und eine 200 Meter breite Geröllspur in die Bergflanken schlägt. Die Strasse ist ein ästhetischer K.o.-Schlag, der bereits einen bedeutenden Veranstalter von Wanderreisen von der Insel vertrieben hat. Ein Fischer klärt mich auf: Die Strasse wurde für 20 Millionen Euro ausgebaut, weil aus Chrysomilia fünf Kinder täglich mit dem Boot nach Fourni fahren müssen und bei hoher See die Schule verpassen! Für dieses Geld hätte man den Kindern 500 Jahre lang einen Privatlehrer zu einem Jahreslohn von 40 000 Euro ins Dorf schicken können!



Noch grösser ist der Kontrast zu Samos. Die Insel ist zwar nicht schlimmer als andere mit internationalem Flughafen, aber nach Icaria nahezu ungeniessbar: Vierspurige Uferstrasse, internationale Markengeschäfte, gelangweilte Reise-Konsumenten und überall Geldverdiener in ihrem Zeit-ist-Geld-Tempo. Samos war schon in der Antike eine reiche Insel, da hat sich bis heute nicht viel geändert. Hier regierte der glückliche König Polykrates, der so viel Glück hatte, dass ihm der ägyptische Pharaos riet, seinen kostbarsten Ring ins Meer zu werfen. Ein paar Tage später wurde Fisch an den Hof geliefert, und natürlich fand sich der Ring in einem der Tiere.

Wenn man schon in der Gegend ist und über entsprechende Nerven verfügt, kann man noch Ephesos besuchen, die antike griechische Grossstadt Kleinasiens. Mit der Stimmung von Icaria im Herzen ist der Tsunami von billiger Sonnencreme, Schwabbelbäuchen und Digitalkameras allerdings schwer auszuhalten.

Aber das Schicksal meint es gut mit mir: Auf der Rückfahrt nach Piräus treffe ich im Hafen von Evidilos Panaiotis, der seine Freundin verabschiedet. Nikos, der Professor und sein Frau Maria, mit denen ich in Fourni bis zum Lichterlöschen in der Taverne gegessen habe, steigen ebenfalls zu. Verbunden durch den Zufall, kehren wir zurück in unsere Welten, eine kleine Flotte von Dreimastern auf der Suche nach ihrem Icaria.

